

Aus den jungen Jahren eines Kaufmanns [Fortsetzung]

Autor(en): **Treumund, Ewald**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 40

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bern. Zunft zu Mittellöwen.

Sog. Sunk-Kommode mit Platte aus Grindelwaldner Marmor. Mitte 18. Jahrhundert. (Druckstock aus „Die alte Schweiz“)

der regen Herausgeberin. Dr. E. Maria Blaser ist eine Schülerin unseres verehrten Herrn Prof. Dr. A. Weese, des Inhabers des Lehrstuhls für Kunstgeschichte an der Berner Universität. Ihm verdanken wir die tiefgeschürfte Einleitung zum Buche, dessen Bedeutung weit über die üblichen Geleitworte hinausreicht. Auf zwei Duzend Seiten lesen wir eine Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Aber beileibe nicht in der schulmeisternden Art, die vor lauter Tatsachenram am Leben vorbeischaufelt. Dies festzuhalten ist zweifache Pflicht, weil uns bis heute die Kunstgeschichte der Schweiz nicht geschenkt wurde. Das einzige Werk, das diese Ehrenbezeichnung verdienen würde, Rahn's Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, ist leider nur bis zum Ausgang des Mittelalters gediehen. Umso dankbarer greifen wir deshalb zu diesem kurz gedrängten Werk. Er trägt die Bausteine zusammen, die erlauben, durch eigenes Studium sicher weiter zu bauen. Notieren wir noch, daß Professor Weeses Einleitung allerdings nicht für die Zigarre nach Tisch geschrieben ist. Sie erfordert gründliches Studium, entschädigt dann aber reichlich durch die Fülle der Gedanken und die meisterhaft geprägte Sprache. Hinter jedem Satz spürt man den sorgsam wägenden Gelehrten, der, wenn's gilt, mit sicherem Urteil auftritt. Und was besonders wohl tut, wie das Gewitter nach schwülen Sommertagen: Der Verfasser brennt da und dort seinen Kollegen vom Fache (die kunsthistorischen Heerschaaren nennt er sie) eins auf den Pelz, wenn diese gar zu sehr „mit ihren Kaisern, Königen und Päpsten auf weiten Himmelskreisen knieen, ästhetische Litanen palmodierend, um das Mystrium der Kunst zu verehren und dabei des Künstlers in der Ecke nicht achten, der auf dem Boden der Mutter Erde steht, fest und sicher, und bescheiden auf die Spruchtafel weist, die ihn als den Maler all der künstlerischen Herrlichkeiten meldet.“

Als Dritter im Bunde, der dem Buche zu Gevatter stand, ist zu erwähnen sein Verleger: Dr. Eugen Kentsch in Erlenbach bei Zürich, ebenfalls ein Schüler von Prof. Weese. Der Name des Verlegers Kentsch hat bei uns wie in Deutschland einen guten Klang. Was ändern nie glücken wollte, ist er eben daran, zu verwirklichen: Die erste voll-

ständige und allen Anforderungen gerecht werdende Gott-helfausgabe trägt sein Verlegerzeichen. Neuerdings hat sich Verleger Kentsch auch durch die Herausgabe kunsthistorischer Werke in die erste Reihe unserer Schweizer Verleger gestellt. „Die alte Schweiz“ besonders zeugt für des Verlegers weiten Blick und seine Großzügigkeit. Antrag und Auftrag zum Buche gingen von ihm aus. Gute Verleger — und Dr. Kentsch ist der besten einer — sind Kulturförderer; man braucht nur die Namen Diedrichs, Reclam, Fischer, Hoepli zu nennen, um sich sofort klar zu sein, daß der Ehrentitel, den wir eben brauchten, durchaus am Platze ist. Ihnen in jeder Beziehung an die Hand zu gehen, ist unsere Pflicht als dankbare Leser.

Das Buch selbst ist muster-gültig gedruckt. Paul Renner besorgte die Einbandzeichnung. Die Bilder verdienen das höchste Lob; es ist eine wahre Erholung, das Auge auf

diesen fast durchwegs mit Künstleraugen geschauten Aufnahmen ruhen zu lassen. Wo es im Interesse der Vollständigkeit galt, längst bekannte Bilder wiederzugeben, da staunen wir, wie geschickt hier der Einkönigkeit begegnet wurde. Das rassige Thuner Schloß z. B. erblicken wir inmitten der schönen Stadtanlage vom Flugzeug aus. Die Heiliggeistkirche in Bern ist mir noch einmal so lieb, seitdem ich in der alten Schweiz eine ausgezeichnete Innenaufnahme fand.

Und so wird der Leser eingeführt in die Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Die Kirche von Müstail an der Albula bildet den Auftakt zu der prächtigen Folge von Kirchenbauten, die den Band zieren. Der Ritterstift, das Herrenschloß, das Bürger- und Bauernhaus sind durch fesselnde Beispiele vertreten. Die Bilder sind nach historischen Gesichtspunkten geordnet. So werden wir von kundiger Hand durch die Baugeschichte unserer Heimat geführt; wollen wir Gewinn davon tragen, so müssen wir uns schon etwas anstrengen, aber sonst wüßte ich keinen unbeschwerlicheren Gang wie diesen. Und was uns besonders freut, ist die Entdeckung, daß man die Schlösser, Burgen, Kirchen und Häuser nicht nur von Außen, sondern auch von Innen zeigt. Manch gutes Stück einer Inneneinrichtung zeugt von dem guten Geschmack und dem handwerklichen Können unserer Vorfahren. Und wenn wir zugeben müssen, daß unsere Zeit neben diesen Werken vielfach höchst beschämend dasteht, so vermag das nur unsere Erkenntnis zu bestärken, daß Neues nur durch genaues Studium des Alten geschaffen werden kann. Kurzum: Wer Augen hat, zu sehen, der sehe! „Die alte Schweiz“ von Dr. E. Maria Blaser und Prof. Weese ist nicht nur das schönste, sondern auch das erkenntnisreichste Buch der Baudenkmäler unserer Heimat. J. D. Kehrli.

Aus den jungen Jahren eines Kaufmanns.

Von Ewald Treumund. (Fortsetzung.)

Zahltag.

Das dünne Sparrenwerk meiner Geschäftskonstruktion verankerte ein gewichtiger Grundstein: der Kredit. Der hielt

die knapp geschnittenen Hölzlein zusammen, wenn sie etwa aus den Fugen gehen wollten. Da erinnere ich mich denn besonders dankbar an den, der mit breiten Achseln den Klotz voranstieß, als ich ein Fundament brauchte. Es war einer vom Lande, mit grauen, forschenden Augen, — Augen, die kurz und tief sondierten und dann nicht mehr dergleichen taten, als ob sie etwas gesucht hätten. Keine Bankdirektorenaugen, die den „Blanko“ heischenden kleinen Mann langsam und bedächtig durchbohren, bis das verleckte Ehrgefühl ins Gesicht blutet. Er hatte auch nicht zum verschütten flüssiges Geld, denn seine zweistöckige Fabrik mit dem Duzend Maschinen



Zürcher Porzellan. Um 1780. (Druckstock aus: „Die alte Schweiz.“)

verheftete den Großteil seiner eigenen Mittel. Und die Wochenlöhne fraßen tüchtig in die Kasse. Aber er genoß auf seinen geachteten Namen großzügigen Kredit von Stoff- und Garnhändlern und kreditierte auch wieder großzügig, wo er Treu und Glauben dem Risiko vorausstellte.

Für den Anfänger, der sein Vertrauen genoß, war er ein Goldmann. Es mußte aber der dreißigtägige Termin klappen, wie der Samstag auf den Sonntag. Die Bezugsnota vom „Zwanzigsten“ forderte unter allen Umständen Regulierung auf Monatsende. Als Zahltag galt, wie allgemein üblich, der dem „Lekten“ nachfolgende Markttag. Da rollte denn der Lieferant aus der Provinz so totsicher mit dem Fabrikantenzug in die Stadt hinein, daß für den Debitor jede Gemütlichkeit aufhörte. Ausflüchte gab es guterding nicht und Entzinnen — nun, das konnte ein ungerades Mal gelingen und harmlos und unbedenklich aussehen! Vielleicht traf es sich, daß am Zahltag die Ebbe in der Kasse gerade mit einer Trauer oder mit einem Ehefeggen zusammenfiel. Oder mit der Fensterwäsche. — Zugwind und Seifendunst wirken immer äußerst unverfänglich für geschlossene Kassafächer . . .

Ich habe einmal in einer Zahltagsnot, als das Schwergewicht meines Bankkontos vorübergehend ins Débit gerutscht war, die landläufigste Art des Ausknreifens angewandt: Ich war unerwartet verreist!

Mein Famulus wußte — und ahnte wohl auch nichts weiteres, als daß ich am Morgen auf einen Sprung im Geschäft erschienen und dann auf die Bahn gewirbelt war. Seine Unbefangenheit mußte außerordentlich ehrlich aussehen!

In Wahrheit preßierte ich aber nicht auf die Bahn, sondern hummelte, sowie ich außer dem Haus war, recht gemächlich, wie einer, der Sonntag hat, in den ländlichen Frieden der Stadtumgebung hinaus. Ziellos, mit dem Feiertag in den Beinen, aber ohne Sonntagsstimmung im Herzen, querte ich Weglein und Steglein — und schämte mich, je größer die Spanne wurde, die mich von Arbeit und Pflicht trennte; schämte mich ob meines feigen Davonlaufens! Und doch wollte ich lieber vor mir erröten und mich in der Stille der Felder von einer moralischen Unruhe plagen lassen, als in einem Paar grauen, staunenden Augen dem leisesten Mißtrauen begegnen.

Un fällige zwei Tausender fehlten mir zwei Hunderter. Das sprach für einen knappen Finanzhaushalt und blieb

wohl am besten im Sorgenarchiv des jungen Geschäftsmannes verborgen.

Auf keinen Fall stand ich vor meinen ebenso derben als großzügigen Lieferanten und wandte ihm totverlegen mein Portemonnaie wie ein Marktkrämer, wenn er dem Großisten eine Abschlagszahlung macht.

Unsäglich träge schlich der unbeschäftigte Werktag. In irgend einer ländlichen Wirtschaft befriedigte ich mein alltägliches Hungergefühl und mordete nebenbei und zum Zeitvertreib ein paar Duzend zudringlicher Fliegen, die meine Labung bis unter die Zähne verfolgten.

Der Gastwirt, der mit einer Welle Stallduft an meinen Tisch trat, wünschte mir pflichtschuldig „Wohlbefomms“ und wunderte gesprächig: „Der Herr ist wohl nicht von der Industrie, daß er am Börsentag auf Spazierwegen geht?“

Es war eine harmlose, gelegentliche Redeweise, aber weil sie zufällig auf mein Gewissen getönd war, klang sie mir böshaft.

Die Freude ging mir heute nebenaus . . .

Gegen Abend zu, wo der Markt verlaufen und ein Zusammentreffen mit einem gewissen Landfabrikanten nicht mehr zu riskieren war, lenkte ich meine verbummelten, müden Beine in die Stadt zurück. Dabei hielt ich allerdings immer noch möglichst nach hinten herum und witterte mit gehobener Nase weit voraus. Gerade durchs Zentrum, über den Bahnhof- und Börsenplatz wollte ich mich denn doch nicht wagen, bevor das letzte Züglein gepfiffen hatte!

Sinten herum, über den Klosterstutz, durch die Webergasse, durchs Bankgäßchen in den Schlauch des meterbreiten Finstergäßchens, aus dessen Bedürfnisnische auch über Tag ein Lichtlein brenzelt, — da hindurch Himmel, mein Herz seht aus! — Da hindurch stapft eben der große, hagere, flugblidende Mann, dem ich einen lieben langen Tag wie ein Dieb ausgewichen bin! Tritt mir unter dem zitternden Brenzlicht seine mächtigen Doppelfohlen auf die Glanzspitzen meiner verstaubten Spazierbottinen und fragt: „Wann haben Sie Zahltag?“

Ein paar graue, helle Augen bligten eine Sekunde lang in mein schwarzes Gewissen und erschreckten die Lüge, die auf Ausflüchte sann. In buschigen Brauen sträubte sich ein leichtes Mißtrauen

Gleichen Abend noch hatte ich zu Hause eine dringliche Finanzkonferenz und am folgenden Morgen rettete mir ein eidgenössisches Postmandat meinen Kredit.

Am nächsten Zahltag stand ich auf meinem Posten!

Mein Bureaufräulein.

Die Bilanz meines ersten Geschäftsjahres hat gehalten, was sie meinem Optimismus versprach und als glückliche Folge ist mir von Hause ein bescheidenes, neues Kapital zugeflossen. Es war höchste Zeit, denn mit allen Verrentungen vermochte sich mein wachsender Gründling nicht mehr nach der von Anfang an zu kleinen Decke zu strecken. Nun konnte ich vergrößern, konnte mir mehr Platz und mehr Komfort verschaffen. Und — durfte mir ein gewachsenes, richtiges Bureaufräulein leisten!

Die Aussicht hierauf machte mich beim Mietagent wählerisch wie ein Bräutigam, dem für sein junges Glück kein Logis gut genug ist. Jetzt würde ich gewissermaßen ja auch eine Frau in meinen Geschäftshaushalt hineinstellen, die repräsentieren und meine Würde hochhalten mußte. Dafür aber sollte eine Umgebung her, die sich sehen lassen durfte und jedenfalls so beschaffen war, daß mir ein ungebeter Besucher nicht in die Arme fiel, wenn er die Bureaufräulein aufmachte.

Eines Tages fand ich denn auch wirklich eine für meinen Zweck geradezu ideale Behausung, — die geräumigen, hohen und hellen Vorderzimmer der Beletage eines ehemaligen Patrizierhauses. Dazu die obligate Küche als Back- und Grümpelkammer. — Der Flur groß genug, einen Einspänner darin zu wenden und die Steintreppe so wuchtig und breit, daß zwei Grobagentenbäuche bequem nebeneinander heraufsteigen konnten.

Es war gerade ein Markttag, als ich mit dem Mietvertrag in der Tasche über den Börsenplatz ging und ich habe unleugbar ein Stecklein im Rücken gespürt, während ich mich durch die Knäuel großer und kleiner Handelsbesitzer drückte. Der kleinsten einer war ich nun nicht mehr. In meinem gehobenen Selbstgefühl habe ich sogar den Röckling geschnitten, der mir hin und wieder kleine Lohnaufträge wie Almosen zutrug. Es lag mir schon lange auf dem Magen!

An Lichtmeß bin ich umgezogen und sobald ich meine Siebenfachen wieder an Ort und Stelle hatte, erschien mein Inserat: „Bureaufräulein gesucht!“

Eine einfache, nüchterne Einspalteranzeige, wie hundert andere auch, — und doch muß etwas zwischen den Zeilen gestanden haben, das an Mädchenherzen rührte. Etwas, das mir aus dem gradwinkligen, geschäftsmäßigen Stil herausgefallen sein mußte.

Es sagte mir dies zwar weniger das dicke Bündel eingegangener Offerten, als das spätere vertrauliche Bekenntnis der siegreich aus der Wahl Hervorgegangenen: „Ich war sofort Feuer für die ausgeschriebene Stelle. Das Inserat offenbarte genau das, was ich als Ideal suchte: Gelegenheit zur Entfaltung praktischer Veranlagung und zur Ausübung eigener Ideen.“ Da gingen die Wünsche und Bedingungen einmal über den Handlanger hinaus, als welchen wir „minderbegabte“ Frauenzimmer meisthin in kaufmännischen Betrieben gradiert sind... „Es war eine Dosis Anerkennung weiblichen Vermögens und verriet die Sinnesart des Suchenden, offenbar noch jungen Prinzipals. Jung schon darum, weil er galant war!...“

Jung, galant und — schön und ledig, habe ich ergänzt und dann langsam begriffen, was junge, tatenlustige Mädchen aus so einem nüchternen Inserat alles herauslesen können...

Item, „ich“ war umworben von zwei wohlgezahlten Duzend entfaltungsbeflissenen Jungfrauen mit „eigenen Ideen“ und mußte nun schauen, wie ich mit ihnen fertig wurde. —

Dem Wunder des zarten Geschlechtes noch jugendlich-scheu und unbeholfen gegenüberstehend, bedeutete für mich der Tag, auf welchen ich die ausgewählte Serie Bewerberinnen zur Audienz einlud, geradezu etwas Gefürchtetes.

Ich hatte ihrer sechs bestellt, im Abstände von je einer halben Stunde. Als erste diejenige, deren Offertschreiben mir am meisten Eindruck machte...

Schlags zwei Uhr schreckte mich ein forsches Einlaßpochen aus der trägerischen Ruhe, mit der ich in meinem Kontor der Dinge wartete. Und schon im nächsten Augenblick kugelte ein Paar allerliebster, dunkler Mädchenaugen über meine geschäftsherrliche Würde, die sich auf dem hochgeschraubten Pultstuhl so groß als möglich machte.

„Den bringe ich todsicher um die Ede,“ sprach's aus den Schalkwinkeln des jugendfrischen Gesichtes, derweil der saftige Rühmund begann, seine Besitzerin vorzustellen, die trodene Wissenschaft eines neunzehnjährigen Lebens zu rühmen und sie einer geneigten Beachtung zu empfehlen.

Wohlgefällig umfaßte mein Blick die schmiegsame, gutgewachsene Gestalt, die mit dem feinen Reiz ihrer weichen Schwellungen noch nicht lange aus der Backfischpfanne heraus war.

Ich schwenkte schon um die Ede, ehe meine Besucherin mit ihren Personalien fertig war, hörte aber gerne, was sie aus ihren allgemeinen Verhältnissen noch zufügte: Ihr Vater, früher Kaufmann, privatisierte als kränklicher Mann. Zu Hause sitzen drei Töchtern müßig herum und nagen sorgsam am spärlichen Taschengeld. Sie habe des Vaters Temperament geerbt, dränge nach Selbstständigkeit und eigenem Verdienst und würde sich „riesig freuen“, wenn sie ein geeignetes Plätzchen fände.

Was blieb da übrig für die „andern“, die hoffnungsvoll noch meiner Schau harreten? Und wo duselte mein kaufmännischer Sinn, daß er mich nicht abhieß, ein Muster zuzulegen, bevor ich die ganze Kollektion gesehen und geprüft hatte! —

Ich sagte dem lieben Fräulein, nichts weniger als scheu, geradewegs in die tiefen Augen hinein: „Du gefällst mir — und wenn ich auch dir gefalle, so sind wir eins!“

Nein, — nicht so ehrlich lautete mein Bescheid und auf Schmollis war ich nur mit den Augen. Viel nüchterner klang: „Ich danke Ihnen recht schön. Sie können ziemlich sicher auf meine Zusage rechnen. Erwarten Sie, bitte, meinen schriftlichen Bericht!“

So sträflich abwesend war mein kaufmännischer Sinn denn doch nicht, daß er sich im gegebenen Moment nicht noch auf ein bißchen Diplomatie besann. Wenn man 24 Offerten in der Tasche hat, läßt man sich nicht von der ersten besten gleich um den Finger wickeln! —

Merkwürdig, wie flink mir die Scheu und die Unbeholfenheit heute davon liefen, als sie dem ungezierten, natürlichen Wesen eines jungen Weibes begegneten! Vom Augenblick an fühlte ich mich selbstsicherer denn je und in geradezu animierter Stimmung „erledigte“ ich die „Fünf“, die noch erschienen und mit mehr oder weniger Temperament und mit mehr oder weniger schönen Augen ihr Curriculum vitae hersagten! —

Gefallen hat mir keine mehr wie die erste und es blieb bei dieser. (Fortsetzung folgt.)

Hartmannsweilerkopf.

In den Septemberhimmel ragen
Baumstrünke auf vom nackten Kamm.
Grauweißer Wolfenpferde jagen
Ueber des Krieges grausen Damm.

Viel tausend, Feind an Feind gebettet,
Sie liegen dort, zerfetzt, verkrampft,
In Fels und Eisen eingekettet,
In Blut und Rauch zu Nichts zerstampft.

Herbstsonne gleißt auf roten Flüssen,
Die einst ein dunkler Tann umkränzt — — —
Und meines Tages letztes Glücken
Milch den zerhobnen Hang umglänzt. E. Dser.